

A la recherche du sens perdu.

Überlegungen zur Rekonstruktion von Bedeutungsdimensionen volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Universitätssammlungen

SABINE MÜLLER-BREM

ABSTRACT

Am Beispiel der Sachkultursammlung des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft fragt der Beitrag danach, wie sich einstige Bedeutungsdimensionen volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Universitätssammlungen methodisch rekonstruieren lassen. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass die volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Sammlungen als „Lehrsammlungen“ deklariert wurden und werden, obgleich erste Forschungen die Vermutung nahe legen, dass die Sammlungen in der Vergangenheit nur bedingt für die Lehre von Bedeutung waren.

Als Basis zur Rekonstruktion möglicher anderer Bedeutungsdimensionen plädiert die Autorin dafür, ein ‚Collectiogramm‘ anhand überlieferter Sammlungsinventare anzufertigen. Der damit sichtbar gemachte ‚Puls der Sammlung‘ gibt mit den darin veranschaulichten Phasen erhöhter Sammlungsaktivität die grobe Richtung der weiteren Forschung vor. Er lenkt in und durch die zu konsultierenden Archive.

Die Archive können als zentrales Medium zur Entschlüsselung des Sinngehalts der Sammlung zu unterschiedlichen Zeiten gelten. In Anlehnung an die in der Europäischen Ethnologie diskutierte Methode der Immersion spricht sich die Autorin dafür aus, gerade die Anfangsphase der (Archiv-)Forschung möglichst offen zu halten und sich konsequent vom vorgefundenen Material leiten zu lassen. Die so ermöglichten Zufallsfunde sind wichtig, um das Forschungsfeld in seiner Komplexität und seinen vielfältigen Bezügen zu verstehen. Das wird ansatzweise am Beispiel der Tübinger Sachkultursammlung in den 1960er Jahren demonstriert.

„Sammelfach“ Volkskunde?

Der Germanist und Literaturhistoriker Erich Schmidt sprach 1902 von der Volkskunde als einer „leutseligen Sammelwissenschaft“ (SCHMIDT 1902, 7). Er gedachte mit dieser Aussage des kurz zuvor verstorbenen Sprachwissenschaftlers und Volkskundlers Karl Weinhold. Dieser hatte 1891 in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ einen programmatischen Aufsatz zu den Aufgaben der im Entstehen begriffenen Disziplin veröffentlicht: „Es kommt zuerst darauf an“, so Weinhold, „umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und Bild, wo beides möglich ist.“ Zur Erklärung ergänzte er: „Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit noch erhalten ist.“ (WEINHOLD 1891, 2)

Die hier anklingende, unter volkskundlich interessierten Zeitgenossen durchaus verbreitete kulturpessimistische Einstellung veranlasste ‚Volkskundler‘ Ende des 19. Jahrhunderts vor allem zum Sammeln von Erzählgut wie Sagen, Märchen, Reimen und Liedern, aber auch von Sachgütern wie Möbel, Hausrat und Arbeitsgeräten. Den zunächst in

regionalen Vereinen organisierten und meist an individuellen Interessen orientierten Sammelaktivitäten folgten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts mehrere großangelegte, zentral organisierte Sammelprojekte, aus denen umfangreiche Archive, Handwörterbücher und Atlaswerke hervorgegangen sind (SCHMITT 2005). Eine „geradezu masochistische Sammelwut“ (SCHÖCK 1970, 101) attestierte die wissenschaftliche Generation, die ab den 1960er Jahren die methodische und theoretische Neuorientierung des Faches hin zur Europäischen Ethnologie¹ vorantrieb, jener frühen akademischen Volkskunde. Die kritische Distanz gegenüber den frühen Sammlungsinitiativen hält im Fach bis heute an. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Ausdifferenzierung von Studiengängen und dem damit einhergehenden Profilierungsdruck nutzen einzelne Fachvertreter_innen das

1 Die einstige Disziplin Volkskunde firmiert an deutschen Universitäten gegenwärtig als „Europäische Ethnologie“, „Kulturanthropologie“ und „(Vergleichende) Volkskunde“. Ich verwende der Einfachheit und Übersichtlichkeit halber im Folgenden für die Zeit zwischen 1890 und 1970 die Bezeichnung „Volkskunde“ und für die Zeit nach 1970 die gegenwärtig am häufigsten vorkommende Bezeichnung „Europäische Ethnologie“.



Abb. 1:
Teile der Sachkultursammlung, des Bild- und
Tonarchivs und der Zeitschriftensammlung im
Tübinger Ludwig-Uhland-Institut.
Fotos: Sabine Müller-Brem

Etikett „Sammelfach“ (JOHLER 2006, 6; KELLER-DRESCHER 2013, 122) mittlerweile wieder ganz bewusst, um Kompetenzfelder abzustecken und durch eine vermeintliche fachhistorische Tradition zu legitimieren.² Allmählich werden die heterogenen, aus Zeitschriften, Heftromanen, Fotos, Filmen, Tonbändern, biografischen Aufzeichnungen und vereinzelt auch aus dreidimensionalen Objekten bestehenden volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Sammlungen (Abb. 1), die an einzelnen Universitätsinstituten seit den 1930er Jahren, in der Mehrzahl jedoch seit den 1960er Jahren zusammengetragen wurden, aus Kellerräumen, von Dachböden, aus Teeküchen und Kopierraum hervorgeholt und nach etwaigen Potentialen für die Forschung und Lehre befragt.³

2 Dass die Europäische Ethnologie gerade jetzt die eigenen Sammlungen als strategisch einzusetzende Ressource entdeckt, ist weder ein Zufall noch ein fachspezifischer Einzelfall: Universitäts-sammlungen sind seit den im Jahr 2011 veröffentlichten „Empfehlungen des Wissenschaftsrates zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen“ wissenschafts- bzw. forschungspolitisch von Relevanz. Mit der 2012 gegründeten „Kordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitäts-sammlungen in Deutschland“ haben sie zudem eine eigene ‚Lobby‘, die sich nicht nur für den Erhalt, die Sichtbarmachung und die Vernetzung der Sammlungen einsetzt, sondern auch Argumente und Begriffe für deren diskursive Inwertsetzung zur Verfügung stellt. Besonders deutlich wird die diskursive Aufwertung am Beispiel der in den letzten Jahren regelrecht inflationär gebrauchten Schätze-Metapher bei (populär-)wissenschaftlichen Sammlungs-publikationen: vgl. LORKE & WALTHER 2009; SEIDL 2012; OTTERBECK & SCHACHTNER 2014; Zaun 2015.

3 Der Prozess, der an den Universitätsinstituten, die über eigene Sammlungen verfügen, gerade erst beginnt, ist bei den volkskundlichen Landesstellen und an kulturhistorischen Museen schon weiter fortgeschritten; vgl. Tagung der volkskundlichen Landesstellen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) unter dem Titel „Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände“ am 13./14.10.2016 in Bonn und Tagung der dgv-Kommission für Sachkultur-forschung und Museum unter dem Titel „Wegpacken oder Ausstellen. Volkskundliche Sammlungen zwischen Abwicklung und Entwicklung“ am 7./8.4.2017 in Kassel.

Zwischen Lehrsammlung und Forschungsarchiv

Die Nutzung in Forschung und Lehre ist ein zentrales Definitions-kriterium für eine Universitäts-sammlung.⁴ Die an Universitäten vorhandenen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Sammlungen lassen sich in historischer Perspektive unter diesem Kriterium jedoch nur schwer als klassische Universitäts-sammlungen einordnen: Zumindest die Objekte in den Sachkultursammlungen – diese Vermutung legen erste Untersuchungen nahe – wurden kaum oder überhaupt nicht als Lehrmittel eingesetzt. Birgit Johler und Herbert Nikitsch (JOHLER & NIKITSCH 2010) etwa konnten nachweisen, dass Objekte aus der Sammlung des Wiener Instituts für Europäische Ethnologie in der Vergangenheit nicht, wie zunächst vermutet, als „Lehrbehelf“ fungierten. Bei den Objekten handelte es sich vielmehr um Mitbringsel von Exkursionen, um ‚Devotionalien‘ zur Erinnerung an geschätzte Institutsmitarbeiter oder um Dekorationsobjekte, die im Institut als Wandschmuck dienten. Was die Forschung angeht, so handelte es sich bei der mittlerweile dem Österreichischen Museum für Volkskunde übereigneten Sammlung eher um ein dokumentierendes Forschungsarchiv als eine der Forschung vorausgehende und diese unterstützende Infrastruktur.

Auch mit Blick auf das Material, das in den volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Universitätsinstituten lagert, kann nur bedingt von klassischen Universitäts-sammlungen gesprochen werden: Wenn es sich nicht ohnehin um reine Forschungs- bzw. Projektarchive handelt, dann sind es zumindest Sammlungen mit Archivcharakter, denn die Be-

4 Vgl. die Definition des zwischen 2004 und 2010 am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik angesiedelten Projektes zur Untersuchung von Bestand und Geschichte von Universitäts-sammlungen, abrufbar unter <http://www.universitaets-sammlungen.de/download/Projektdokumentation.pdf> [22.11.2016]; vgl. auch TE HEESSEN 2010, 218.

[illegible]

In der Anfangsphase meiner Forschung habe ich mich sehr stark von dem zur jeweiligen Sammlung gehörenden (Archiv-)Material, unter anderem von den überlieferten Inventarverzeichnissen, leiten lassen. Davon ausgehend konnte ich ein besseres Verständnis für und eine Perspektive auf die Sammlungen entwickeln, die ich im Folgenden am Beispiel der Tübinger Sachkultursammlung erläutern möchte.

31



Abb. 3: ‚Collectiogramm‘ der Tübinger Sachkultursammlung. Grafik: Sabine Müller-Brem

Das zweite überlieferte Inventar wurde im April 1960 begonnen, wie aus einer Notiz auf der ersten Seite des Inventarbuches hervorgeht. In dieses Inventar wurden von einer Person – davon zeugt die gleichbleibende Handschrift – zunächst die Sammlungsbestände aus den 1930er Jahren übertragen. Diese wurden anschließend ebenso wie die bis einschließlich 1965 neu hinzugekommenen Objekte in einer DIN-A5-Kartei erfasst.⁷ Um 1965 wurden die ‚neuen‘ Objekte dann nachträglich von verschiedenen Personen auch im 1960 begonnenen Inventarbuch eingetragen. Dass dieser Schritt nachträglich erfolgte, ist an der nicht dem Anschaffungszeitpunkt entsprechenden Reihenfolge der Objekteintragung zu erkennen. 1965 bricht die in den beiden überlieferten Inventaren sichtbare Sammlungsaktivität – wie zuvor 1945 – schließlich abrupt ab.

Erst ab 1972/73 lässt sich anhand der überlieferten Inventare erneut eine erhöhte Sammlungsaktivität nachzeichnen: Zunächst wurden die vorhandenen Bestände abermals einer Revision unterzogen. Davon zeugen rote Filzstiftmarken im Inventarbuch der 1960er Jahre. Diese Haken sind zeitlich eindeutig dem Jahr 1973 zuzuordnen, weil aus diesem Jahr eine „Sammlungsordnung“ überliefert ist, in der es heißt: „Bitte Objekte mit dem Inventarverzeichnis vergleichen. Wenn das Objekt o.K. ist [...] bitte im Verzeichnis vor der Nummer abhaken“.⁸ Weiter heißt es in dem Dokument lapidar: „Und dann (wenn noch restliche Arbeitszeit vorhanden) neue Kartei anlegen“. Ausreichend Arbeitszeit war offenbar vorhanden: Es wurden zwei neue Verzeichnisse – eine chronologisch und eine thematisch geordnete DIN-A6-Kartei – angelegt. Bis 1976 wurden in den beiden neuen Karteien fortlaufend Objekte verzeichnet. Dann geschah wieder viele Jahre lang gar nichts. Erst 1984 sowie 1988/89 wurden wieder alte und neu eingegangene Objekte in größeren Mengen inventarisiert. Seitdem verzeichnete man im

Institut Sammlungsobjekte sporadisch, bis im Jahr 2013 eine neue, bis heute andauernde ‚Inventarisierungswelle‘ ins Rollen kam.

In der Gesamtschau ergeben die einzelnen Informationen, die sich aus den Inventaren herauslesen lassen, ein anschauliches Bild von Phasen erhöhter Sammlungsaktivität. Eine Analyse der Inventare, die nicht nur die schriftlich fixierten Fakten, sondern auch die schriftlich und materiell fixierten Objektbewegungen und Sammlungspraktiken in den Blick nimmt, ermöglicht die Anfertigung eines ‚Collectiogramms‘, das den ‚Puls der Sammlung‘ sichtbar macht (Abb. 3). Um die Frage nach der Bedeutung einer Sammlung beantworten zu können, ist ein solches ‚Collectiogramm‘ ein wichtiges Hilfsmittel: Denn damit können spezifische Zeiträume definiert werden, in denen die Bedeutung der Sammlung ausgehandelt und legitimiert werden musste.⁹ Es sind dies – so meine Annahme – Zeiträume, in denen sich Bedeutungen verdichten und greifbar werden. Damit bietet das ‚Collectiogramm‘ Orientierungshilfe im unaufhaltsamen Fluss der Zeit; es ist ein nützlicher erster Wegweiser *in* und *durch* die zu konsultierenden räumlichen und textlichen Archive, ohne die die Kontextgeschichte und daran anschließend die Bedeutungsgeschichte der Sammlung nicht geschrieben werden kann. Doch wie sucht und findet man in den nun näher definierten Zeitphasen Bedeutung?

A la recherche du sens (perdu)

Der Frage nach der Bedeutung ist das Forschungsziel eingeschrieben: Es geht um die Entschlüsselung des Sinngehalts der Sammlung zu unterschiedlichen Zeiten und – um es in den Worten des Kulturwissenschaftlers Rolf Lindner auszudrücken – um „die Möglichkeit eines Verstehens, das über die bloße Einordnung [d]es Phänomens hinausgeht“ (LINDNER 2011, 169). In der Kulturwissenschaft wird diesbezüglich seit einigen Jahren in Anlehnung an die britische

7 Diese Kartei kann aufgrund des Herstelleremblems und des Karteiformats zeitlich zweifelsfrei den 1960er Jahren zugeordnet werden.

8 Sammlungsordnung 02/1973, Martin Scharfe, vgl. Institutsarchiv Ludwig-Uhland-Institut, DIN-A5-Inventar „Inventar-veraltet“.

9 Dass die Bedeutung der Sammlung im universitären Kontext ausgehandelt werden muss, steht außer Frage, denn die Aktivierung und Pflege einer Sammlung wird immer von Personal-, Raum- und Finanzierungsfragen begleitet.

Sozialanthropologin Marilyn Strathern der epistemologische Zugang der „totalen Immersion“ (LINDNER 2003, 186; KNECHT, KLOTZ & BECK 2012, 21) diskutiert. Gemeint ist die völlige „geistige Hingabe an und die Vertiefung in einen Gegenstand“ (LINDNER 2003, 167). Es geht um eine „unorthodoxe und unvoreingenommene Aufnahmefähigkeit, die sich einlässt auf das, was ihr begegnet, und auch das Abwegige, Periphere und Zufällige in Betracht zieht“ (LINDNER 2003, 167). Erst der „Wahrnehmungshintergrund des bereits Gewussten“ – so die damit verbundene Annahme – mache für Besonderheiten aufmerksam und ermögliche es, Zufallsfunde als solche zu erkennen. Um das Forschungsfeld in seiner Komplexität und seinen vielfältigen Bezügen zu verstehen, sind diese Zufallsfunde von nicht geringer Bedeutung. Anhand der gefundenen ‚Indizien‘ kann schließlich – das ist eine Grundannahme dieses epistemologischen Zugangs – indexikalisch der Gesamtzusammenhang eines Themenfeldes erschlossen werden.

In der Europäischen Ethnologie ist diese Herangehensweise durchaus üblich – gerade im Rahmen der sogenannten ‚Historischen Ethnografie‘ wird sie von Fachvertretern als epistemisch gewinnbringend betrachtet (vgl. u. a. LINDNER 2003; WIETSCHORKE 2010). Da auch meine Forschung in der Perspektive historisch angelegt ist, verfolge ich den im Fach bewährten Zugang. Besonders der mit der Immersion einhergehende Ansatz, vor allem die Anfangsphase der Forschung möglichst offen zu halten und eine „gewisse anfängliche Ziellosgigkeit“ (KNECHT 2012, 262) nicht als Manko, sondern als epistemische Chance zu begreifen, sich also zunächst von Quellen verschiedener Couleur (ver-)leiten zu lassen, hat sich auch in meiner Untersuchung bewährt. Mein Vorgehen werde ich im Folgenden ansatzweise am Beispiel der Tübinger Sachkultursammlung aufzeigen.

Die anhand der Inventare nachweisbare erhöhte Sammlungsaktivität zwischen 1960 und 1965 korrespondiert – leicht phasenversetzt – mit der Häufigkeit, mit der Institutsangehörige in zeitgenössischen Publikationen auf die Sammlung als Ganzes oder aber auf einzelne Bestände Bezug nahmen. 1961 veröffentlichte der Student Norbert Giese in der Absicht, mit der „Lehrsammlung bekannt [zu] machen“, einen kurzen Text über die Sachkultursammlung des Instituts (GIESE 1961, 11). „In den letzten Jahren“, so erklärt er darin, „wandte sich das Institut weniger der Aufnahme und Einordnung des alten Bestandes als vielmehr den volkskundlich-soziologischen Problemen zu“ (GIESE 1961, 11). Dass die in den 1950er Jahren vernachlässigte Bestandsaufnahme und -einordnung gerade um 1960 wieder in den Fokus geriet, wurde von verschiedenen Faktoren begünstigt: 1960 war das für mehrere Jahre einquartierte Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde ausgezogen, was die bis dahin sehr beengte Raumsituation im Institut erheblich verbesserte. Im gleichen Jahr war Hermann Bausinger auf den erstmals seit Kriegsende genehmigten ordentlichen Lehrstuhl berufen worden. Nicht

zuletzt war die zum Lehrstuhl gehörende Assistentenstelle mit einer sachkulturaffinen Person (nämlich Herbert Schwedt) besetzt worden.

Auffällig an dem oben erwähnten Text ist die konsequente Bezeichnung der Sammlung als „Lehrsammlung“, ohne dass jedoch konkret auf eine etwaige Nutzung der Sammlungsobjekte in der Lehre eingegangen wird. Damit stellt sich die Frage, ob die bereits in den 1930er Jahren übliche Bezeichnung der Sammlung als „Lehrsammlung“ (u. a. BEBERMEYER 1937, 90) vom Autor schlichtweg übernommen oder ob die Sammlung tatsächlich in der Lehre eingesetzt wurde.¹⁰

Der Blick in die Vorlesungsverzeichnisse jener Zeit offenbart, dass die Beschäftigung mit der „Sachvolkskunde“ einen thematischen Schwerpunkt in der Lehre bildete. Die Vorlesungen und Seminare zu diesem Themenbereich wurden fast ausschließlich vom damaligen Leiter der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, Helmut Dölker, angeboten, der seit 1952 als Honorarprofessor am Institut tätig war. Nach bisherigen Erkenntnissen nutzte Dölker die Institutssammlung in der Lehre jedoch nicht. Er veranschaulichte seine Ausführungen zu Volkskunst, Siedlung und Hausbau in der Regel mit Hilfe von Dias¹¹ oder im Rahmen von Exkursionen¹² direkt vor Ort. Wenn überhaupt, dann bezog Dölker Sammlungsobjekte lediglich in Form von Verweisen in seine Vorlesungen und Seminare ein, so etwa in einer Vorlesung zu Haus und Siedlung im Wintersemester 1963/64, in der er gemäß einer Notiz in seinem Vorlesungsmanuskript auf die „Hausmodelle im Institut“ hinweisen wollte.¹³ In einer späteren Sitzung dieser Vorlesungsreihe,

10 Für die erstere Vermutung spricht die Tatsache, dass der kurze Abriss zur Geschichte der Sammlung im Text ohne einen Verweis auf die Instrumentalisierung der Sammlung zur Zeit des Nationalsozialismus auskommt. Letztere Vermutung erhält durch den dezidierten Hinweis auf die „Lehrsammlung“, wie er einmal zu Beginn und einmal Ende der 1960er Jahre in den Studienführern auftaucht, an Gewicht; vgl. UNIVERSITÄT TÜBINGEN 1961, 201, und UNIVERSITÄT TÜBINGEN 1968, 147.

11 Vgl. Dölkers Vorlesungsmanuskripte im Universitätsarchiv Tübingen, Teilnachlass Dölker UAT 673. Ob die von Dölker genutzten Dias Objekte aus der Institutssammlung zeigen, muss noch geklärt werden.

12 So erinnert sich eine ehemalige Studentin: „Aber keiner wird vergessen, was er bei Professor Dölker in Vorlesungen und bei Exkursionen gelernt hat. Alle haben wir *sehen gelernt*, daß hinter dem rationalen, wirtschaftlichen bestimmten Denken ein Lebensgefühl wirksam ist, das unser Leben stärker beeinflusst, als uns bewußt ist. Wir haben bei Professor Dölker gelernt, auf diesen unterirdischen Lebensstrom zu achten. Sein Wirken wurde uns *gezeigt in Gebäuden und Bildwerken, ebenso wie in Sprache und Lebensgewohnheiten*, die über viele Generationen auf uns gekommen sind.“ (Hervorhebung d. Verf.); vgl. Manuskript zur Radiosendung „Zwischen Albdorf und Großstadt. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag. Von Hermann Bausinger“, gesendet am 4.8.1964, UAT 673/4, bes. S. 9.

13 UAT 673/68, S. 15.

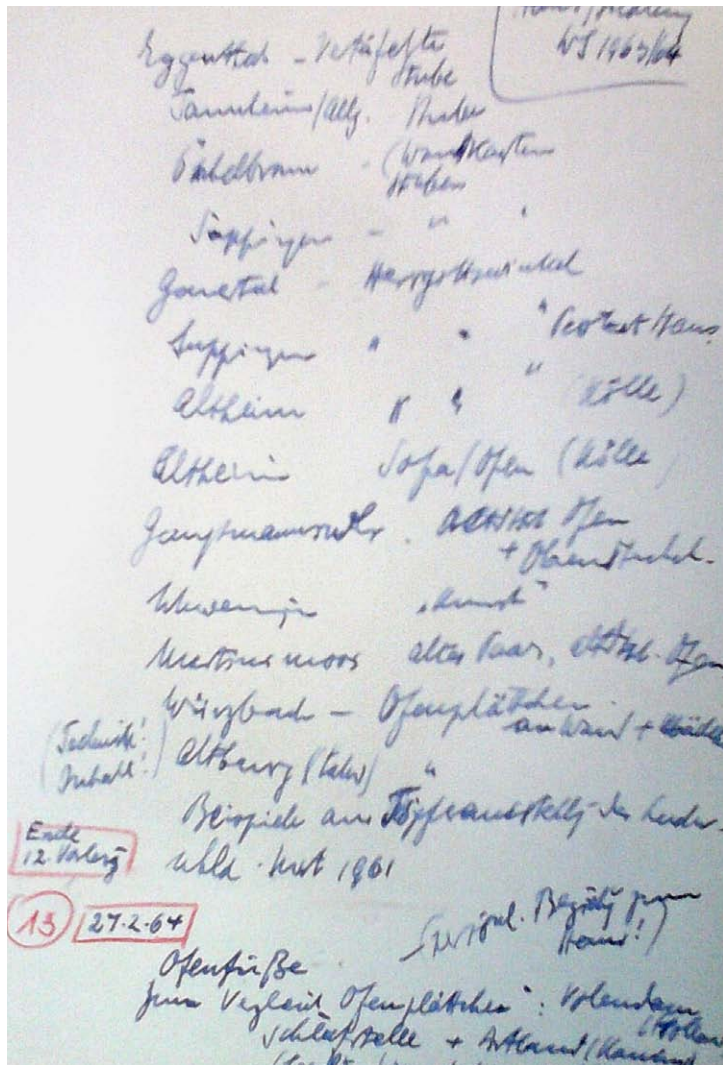


Abb. 4: Vorlesungsmanuskript Helmut Dölkers mit Hinweis auf Töpferausstellung (mittig unten)
Foto: Sabine Müller-Brem

eine Ausstellung zum Thema Weihnachten.¹⁸ Der damalige Institutsassistent Herbert Schwedt betont in einer zeitgenössischen Publikation den „Lehrcharakter“ (SCHWEDT 1965, 268) dieser Ausstellungen. Man beabsichtigte, „die Lehrveranstaltungen durch kleinere Sonderausstellungen zu ergänzen und zu unterstützen“ (SCHWEDT 1965, 266). Tatsächlich wurden nur zwei der vier Ausstellungen von einem Seminar vor- oder nachbereitend begleitet.¹⁹ Zudem stammte ein Großteil der Exponate nicht aus der eigenen Sammlung, sondern von externen Leihgebern.

Als Lehrsammlung war die Tübinger Sammlung in der ersten Hälfte der 1960er Jahre somit zwar als Ausgangspunkt für Überlegungen zur Konzeption von Ausstellungen relevant, ein regelmäßiger Einsatz von Sammlungsobjekten in der Lehre ist allerdings (noch) nicht nachweisbar. Die Frage nach der Bedeutung der Sammlung drängt sich somit weiterhin auf.

Herbert Schwedt wies in der bereits genannten, 1965 publizierten Rückschau auf die Institutsausstellungen darauf hin, dass aufgrund der vielen Leihgaben „der ursprünglich vorgesehene Rahmen der Ausstellung überschritten werden“ konnte (SCHWEDT 1965, 266). Die Ausstellungen waren also nicht nur den Studierenden des Faches, sondern auch der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Diese Öffnung zog Berichte in der lokalen und regionalen Presse nach sich. Über die Töpferhandwerk-Ausstellung etwa hieß es 1961:

„Nur in vereinzelten Werkstätten im süddeutschen Raum dreht sich die Töpferscheibe des Hafners noch. Was auf dieser Scheibe hergestellt wurde und heute noch hergestellt wird zeigt die [...] Ausstellung [...]. Nicht der ‚guten alten Zeit‘ wird dabei nachgetrauert, sondern es wird die Arbeit der Hafner heute und das große Aufgabengebiet des Hafners früher [...] dem Besucher vorgestellt.“ (SPIES 1961)

die sich dem Hausinneren widmete, notierte sich Dölker: „Beispiele aus Töpferausstellung des Ludw.-uhld.-Inst 1961“¹⁴ (Abb. 4).

So banal diese Notiz auf den ersten Blick erscheinen mag, für die Frage nach der Bedeutung der Sammlung in den 1960er Jahren ist sie ein wichtiges Puzzleteil, da sie auf eine Reihe von Ausstellungen verweist, die zwischen 1961 und 1965 am Institut erarbeitet und gezeigt wurden: Den Auftakt dieser Reihe machte 1961 eine Ausstellung zur schwäbisch-alemannischen Fasnacht.¹⁵ Im gleichen Jahr wurde die im Manuskript Dölkers genannte Ausstellung zum Schwäbischen Töpferhandwerk gezeigt,¹⁶ der 1963 eine Ausstellung zur Volksfrömmigkeit folgte.¹⁷ Den Abschluss der Reihe bildete schließlich im Winter 1964/65

14 UAT 673/68, S. 20.

15 Vgl. Ludwig-Uhland-Institut (im Folgenden LUI), Sonderdrucksammlung (im Folgenden SDR), Nr. 3396: Begleitheft zur Ausstellung: Schwäbisch-alemannische Fasnacht.

16 Vgl. LUI, SDR, Nr. 3400: Begleitheft zur Ausstellung: Schwäbisches Töpferhandwerk.

17 Vgl. LUI, SDR, Nr. 3401: Begleitheft zur Ausstellung: Zeugnisse der Volksfrömmigkeit aus Südwestdeutschland.

18 Vgl. LUI, SDR, Nr. 3398: Begleitheft zur Ausstellung: Weihnachten in Vergangenheit und Gegenwart.

19 Der Fasnachtausstellung folgte im Wintersemester 1961/62 das Seminar „Masken und Maskenbräuche“ unter der Leitung von Hermann Bausinger und Herbert Schwedt. Der Volksfrömmigkeitsausstellung ging im Wintersemester 1962/63 das Seminar „Fragen des religiösen Volkslebens“ unter der Leitung von Hermann Bausinger voraus.

Der Verfasser des Artikels, Gerd Spies, promovierte zu dieser Zeit am Ludwig-Uhland-Institut zum schwäbischen Töpferhandwerk (SPIES 1964) und war maßgeblich an der Konzeption der Ausstellung beteiligt. Es handelt sich also um einen Eigenbericht aus dem Institut, der als Zeugnis des damaligen Tübinger Fachverständnisses gelesen werden kann. Besonders auffallend an dem Artikelauszug ist in diesem Zusammenhang die doppelte Betonung der in der Ausstellung angestrebten Verbindung von Gegenwarts- und Vergangenheitsperspektive. Hier klingt im Kleinen die große zeitgenössische Diskussion um die thematische, perspektivische und methodische Neuausrichtung des Faches an, die in Tübingen von der klassischen Volkskunde zu einer gegenwartsorientierten, an die Soziologie angelehnte Empirische Kulturwissenschaft führte. In den Tübinger Ausstellungen wurde dieses neue Fachverständnis durch die Gegenüberstellung alter Objekte aus dem Sammlungsbestand der 1930er Jahre und neuen, in der Gegenwart angefertigten Objekten aus der gleichen Kategorie gegenüber einer breiten Öffentlichkeit zum Ausdruck gebracht. Diese Strategie wurde nicht nur in den Ausstellungen, sondern konsequent immer dann angewandt, wenn eine größere, nicht-fachliche Öffentlichkeit angesprochen und erreicht werden sollte. Institutsdirektor Hermann Bausinger beispielsweise veröffentlichte 1966 einen Aufsatz über die Arbeit an ‚seinem‘ Institut in den „Tübinger Blättern“, einem vom örtlichen Bürger- und Verkehrsverein herausgegebenen (Stadt-)Magazin. In dem Aufsatz, der ausschließlich mit Sammlungsobjekten bebildert ist, erläutert Bausinger das neue Fachverständnis am Beispiel der Hausmodelle, die damals als „Kernstück“ (SCHWEDT 1965, 266, Anm. 1) der Sammlung galten:

„In den Institutsräumen stehen [...] Modelle deutscher Bauernhäuser aus verschiedenen Landschaften. Sie geben einen lebendigen Eindruck von den alten Bauformen und ihrer räumlichen Gliederung, von der Zweckhaftigkeit und der Schönheit dieser Bauten, und sie bilden Demonstrationmaterial für Fragen der historischen Siedlungs- und Hausformengeographie [...] Dies also ist die eine Seite. Auf der anderen Seite ist es deutlich, daß diese traditionelleren Fragen den heutigen Entwicklungen des Bauens nicht mehr gerecht werden; [...] So stellte sich das Institut [...] die Aufgabe, gerade nicht wohlgeordnete und unveränderte Gemeinwesen zu untersuchen, sondern dort anzusetzen, wo die Veränderungen und Neuentwicklungen am offenkundigsten waren: es entstand die Studie ‚Neue Siedlungen‘.“ (BAUSINGER 1966, 59f.)

Neben Ausstellungen und Zeitschriftenberichten baute man auch im direkten Kontakt mit der Bevölkerung auf Sammlungsobjekte, die den disziplinären Wandlungsprozess veranschaulichen und vermitteln sollten. 1968 waren Tübinger Bürger_innen – um ein letztes Beispiel anzuführen – im Rahmen eines von der Universität initiierten „Kontaktprogramms“ dazu eingeladen worden, Universitätsinstitute und

ihre Sammlungen zu besichtigen. Über den Besuch im Ludwig-Uhland-Institut berichtete die Lokalzeitung Folgendes:

„Das Institut ist im Haspelturm des Schlosses untergebracht. Wer es betritt, glaubt in ein Museum geraten zu sein; da sind prächtige Hausmodelle aufgestellt, gemütliche Sitz-ecken mit altertümlichen Möbeln eingerichtet, Strohflechtarbeiten aufgehängt. Das scheint alles recht behaglich und die Wissenschaft, die man hier treibt, stellt man sich dementsprechend vor. Professor Hermann Bausinger, Direktor des Instituts, bewies in einem Einführungsreferat ‚Masken und Maskenbrauch‘ das Gegenteil. Hier wird keine museale Altertumswissenschaft gelehrt, man schwärmt nicht von alten Bräuchen, verliert sich nicht in der Andacht zum Unbedeutenden, sondern mit kritischem Scharfsinn werden kulturelle Phänomene und ihre sozialen und historischen Grundlagen analysiert. [...] Dr. Herbert Schwedt [...] erklärte im Anschluß die Objekte der Sammlung. Man konnte die Entwicklung der Masken von den schönen bis hin zu modernen Grotesklarven bewundern. Man sah neue Masken von noch lebenden Schnitzern [...]. Mit einem revidierten Bild von Fasnacht und Volkskunde zog man hochbefriedigt den Schloßberg wieder hinunter.“ ([LE] 1968)

Als die Führung stattfand, war die Sammlung schon über zwei Jahre in einem Kellerdepot des Instituts notdürftig untergebracht. Aufgrund von umfangreichen Bauarbeiten im Institut musste sie 1965 dorthin verlegt werden. Die aktive Sammlungs- und Ausstellungsarbeit wurde eingestellt. Jedoch war die ‚stillgestellte‘ Sammlung nicht bedeutungslos geworden: Die Bestände wurden weiterhin entweder in Form von Fotos oder anhand realer Objekte argumentativ genutzt, um das neue Fachverständnis an eine breite Öffentlichkeit zu vermitteln und dort zu etablieren (Abb. 5).



Abb. 5: Hexenmaske aus der Tübinger Sammlung und der Schnitzer Josef Hasenmaile. Foto links: Sabine Müller-Brem; Foto rechts: Institut für Volkskunde Tübingen

Sammlungen erforschen

Sammlungen, das zeigt das zuletzt genannte Beispiel, sind auch dann wirkmächtig, wenn sie magaziniert sind und wenn keine Aktivität *an* und *in* ihnen stattfindet. Sie haben einen Sinn, der über den Sammlungsinhalt hinausgeht. Daraus ergibt sich eine erste Konsequenz für die Sammlungsforschung: Sammlungen sollten nicht nur aus sich heraus betrachtet werden: Einen Schrank aufzumachen, Objekte herauszunehmen und über sie Sammlungspraktiken zu rekonstruieren, ist eine wichtige Grundlagenarbeit und kann durchaus ein Ausgangspunkt der Forschung sein. Das Potential und die Reichweite der Sammlungen als Forschungsgegenstand gehen jedoch weit darüber hinaus, und es wäre vor allem in größer angelegten Untersuchungen wissenschaftlich fahrlässig, dieses Potential nicht zu berücksichtigen. Sammlungsforschung sollte dementsprechend unbedingt relational angelegt sein: Aus der Geschichte der Sammlung lassen sich, das haben die obigen Ausführungen andeutungsweise gezeigt, Innovationsprozesse ebenso wie Prozesse der Wissensgenerierung und des Wissenstransfers ablesen. Dazu ist es jedoch notwendig, Sammlungsgeschichte als Kontext- und Beziehungsgeschichte zu verstehen und zu erforschen und damit einhergehend Netzwerke sowie die daran beteiligten Akteure, ihre Interessen, ihre Praktiken sowie ihre Handlungsmotivationen und -bedingungen in den Blick zu nehmen.

Alles in allem ist für die Sammlungsforschung, wie sie hier verstanden und betrieben wird, ein hermeneutisches und sinnerschließendes, kontextualisierendes und historisch situiertes Forschungskonzept notwendig, das im Sinne der Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Timm die Oberfläche und die Tiefe gleichermaßen als Perspektive berücksichtigt (TIMM 2013, 73).

Literatur

- BAUSINGER, H. 1966. Das ungeschminkte Volksleben. Aus der Arbeit des Ludwig-Uhland-Instituts. *Tübinger Blätter* 53: 58–62.
- BEBERMEYER, G. 1937. Das Institut für deutsche Volkskunde in Tübingen. *Schwäbisches Heimatbuch* [22]: 85–91.
- BECKER, S. 2015. Volkskundliches Arbeiten mit archivalischen Quellen: In: RETTERATH, H.-W. (Hg.). *Zugänge. Volkskundliche Archiv-Forschung in und aus dem östlichen Europa*. Münster; New York: Waxmann, 13–34.
- BESENFELDER, S. 2002. „Staatsnotwendige Wissenschaft“. *Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- GIESE, N. 1961: Die Lehrsammlung des Ludwig-Uhland-Instituts. In: [LUDWIG-UHLAND-INSTITUT FÜR VOLKSKUNDE] (Hg.). *Schwäbisch-alemannische Fasnacht. Ausstellung des Ludwig-Uhland-Instituts für Volkskunde an der Universität Tübingen*, o. O. [Tübingen]: Ludwig-Uhland-Institut für Volkskunde, 11 f.
- HEESEN, A. TE 2010. Objekte der Wissenschaft. Eine wissenschaftshistorische Perspektive auf das Museum. In: BAUR, J. (Hg.). *Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes*. Bielefeld: Transcript, 213–230.
- JOHLER, R. 2004. Sprache, Sammlung, Profil. Das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. *Tübinger Korrespondenzblatt* 57: 3–8.
- JOHLER, B.; NIKITISCH, H. 2010. Sachzeugnisse akademischer Forschung. 16 Objekte aus dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 64: 681–691.
- KELLER-DRESCHER, L. 2013. Sammeln, Horten, Verhandeln. Der Wissensschatz als Ressource. In: JOHLER, R. u. a. (Hg.). *Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen*. Münster u. a.: Waxmann, 122–130.
- KNECHT, M. 2012. Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: BECK, S.; NIEWÖHNER J. & SORENSEN E. (Hg.). *Science and Technology Studies. Eine sozial-anthropologische Einführung*. Bielefeld: Transcript, 245–274.
- KNECHT, M.; KLOTZ, M. & BECK, S. 2012. Introduction. In: KNECHT, M.; KLOTZ, M. & BECK, S. (Hg.). *Reproductive Technologies as Global Form. Ethnographies of Knowledge, Practices, and Transnational Encounters*. Frankfurt am Main; New York: Campus, 11–26.
- KÖNIG, G. 2007. Effekte der Anschaulichkeit – Strategien des Zeigens: Ein Universitätsinstitut und seine Sammlungen. In: DIES. (Hg.). *Anschauungsmaterial. Fachgeschichte als Sachgeschichte*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 7–24.
- KORFF, G. 2003. Exhibiting Cultures. Sammlungsgeschichte und Studienprojekte am Ludwig-Uhland-Institut. *Tübinger Korrespondenzblatt* 55: 7–18.
- [LE] 1968. Schwäbische Kunde. Tübinger Bürger besuchten das Ludwig-Uhland-Institut. *Schwäbisches Tagblatt*, 15.2.1968.

LINDNER, R. 2011. Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der „An-dacht zum Unbedeutenden“. *Zeitschrift für Volkskunde* 107, 2: 155–169.

LINDNER, R. 2003. Vom Wesen der Kulturanalyse. *Zeitschrift für Volkskunde* 99: 177–188.

LORKE, A.; WALTHER, H. (Hg.) 2009. *Schätze der Universität. Die wissenschaftlichen Sammlungen der Friedrich-Schiller-Universität Jena*. Jena: IKS.

OTTERBECK, C.; SCHACHTNER, J. (Hg.) 2014. *Schätze der Wissenschaft. Die Sammlungen, Museen und Archive der Philipps-Universität Marburg*. Marburg: Jonas-Verlag.

SCHMIDT, E. 1902. *Gedächtnisrede auf Karl Weinhold. Abhandlungen der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften*: 1–15, <http://www.biodiversitylibrary.org/item/92790#page/62/mode/1up> (02.11.2016).

SCHMITT, C. (Hg.) 2005. *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft*. Münster u. a.: Waxmann.

SCHÖCK, G. 1970. Sammeln und Retten. Zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie. In: GEIGER K.; JEGGLE U. & KORFF, G. (Red.). *Abschied vom Volksleben*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 85–104.

SCHWEDT, H. 1965. Volkskundliche Sonderausstellungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 68: 266–269.

SEIDL, E. (Hg.) 2012. *Schätze aus dem Schloss Hohentübingen. Ausgewählte Objekte aus den Sammlungen des Museums der Universität Tübingen MUT*. Tübingen: Museum der Universität Tübingen MUT.

SPIES, G. 1961. Die Töpferscheibe dreht sich noch immer. Volkskundliche Ausstellung mit Erzeugnissen des schwäbischen Töpferhandwerks. Neue Württembergische Zeitung. *Göppinger Kreisnachrichten*, 8.11.1961.

SPIES, G. 1964: *Hafner und Hafnerhandwerk in Südwestdeutschland*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

TIMM, E. 2013. Bodenloses Spurenlesen. Probleme der kultur-anthropologischen Empirie unter den Bedingungen der Emergenz-theorie. In: HEIMERDINGER, T.; MEYER, S. (Hg.). *Äußerungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie*. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 49–75.

UNIVERSITÄT TÜBINGEN (Hg.) 1961. *Studienführer der Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1961–62*. 4., ergänzte Auflage. Tübingen.

UNIVERSITÄT TÜBINGEN (Hg.) 1968. *Studienführer*. Tübingen.

WEINHOLD, K. 1891. Zur Einleitung. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 1: 1–10.

WIETSCHORKE, J. 2010: Historische Ethnografie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. *Zeitschrift für Volkskunde* 106: 197–224.

ZAUN, J. (Hg.) 2015. *Bergakademische Schätze. Die Sammlungen der TU Bergakademie Freiberg*. Chemnitz: Chemnitz-Verlag.

Zur Autorin

Sabine Müller-Brem studierte Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen. Seit 2014 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. In ihrer Promotion beschäftigt sie sich am Beispiel der Sammlungen des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts und des Göttinger Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie mit Bedeutungsdimensionen volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Universitätssammlungen im Zeitraum zwischen 1930 und 2000. Die Promotion wird von Prof. Dr. Thomas Thiemeyer betreut.

Kontakt:

Sabine Müller-Brem M. A.

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Burgsteige 11, 72070 Tübingen
[sabine.mueller-brem\[at\]uni-tuebingen.de](mailto:sabine.mueller-brem[at]uni-tuebingen.de)